

Zitierhinweis

Neumann, Franziska: Rezension über: Birgit Näther, Die Normativität des Praktischen. Strukturen und Prozesse vormoderner Verwaltungsarbeit. Das Beispiel der landesherrlichen Visitation in Bayern, Münster: Aschendorff Verlag, 2017, in: Zeitschrift für Historische Forschung (ZHF), 46 (2019), 2, S. 352-354, DOI: 10.15463/rec.29359223



copyright

Dieser Beitrag kann vom Nutzer zu eigenen nicht-kommerziellen Zwecken heruntergeladen und/oder ausgedruckt werden. Darüber hinausgehende Nutzungen sind ohne weitere Genehmigung der Rechteinhaber nur im Rahmen der gesetzlichen Schrankenbestimmungen (§§ 44a-63a UrhG) zulässig.

Blickles klare, präzise und nicht selten kurzweilige Prosa liest sich erstaunlich aktuell (und ist wohl auch um einiges aktueller als viel vom dazugehörigen Theorieangebot jener Zeit). Viele rezente Themen der rechtshistorisch inspirierten Gesellschaftsgeschichte klingen hier an, zugleich weiß Blickle auch um deren Traditionslinien und pflegt einen kritischen Umgang mit ihnen (57). Der explizite Gegner der 1980er Jahre, eine nur am Gelehrten Diskurs orientierte Geschichte der politischen Ideen, scheint freilich heute nicht mehr so präsent wie ehemals. Dennoch liegt gerade in dieser Auseinandersetzung vielleicht die größte Aktualität von Blickles Arbeit: Um der Ideengeschichte auf Augenhöhe zu begegnen, argumentiert sie immer wieder mit historischem Wandel, tut dies aber stets empirisch und über lange Zeiträume. Es ist erfrischend und erhellend, ganz ohne Teleologie auf Besonderheiten und Regelfälle, auf Konstanz und Entwicklung hingewiesen zu werden. Dieser Umstand wiegt die notwendige Verengung des geographischen Fokus in jedem Fall auf, und er könnte idealerweise den Weg ebnen zu einem Dialog mit einer Ideengeschichte, die zwar ihre sozialhistorischen Lektionen gelernt zu haben vorgibt, bei der aber die Interpretation des „Codex Maximilianeus“ nach wie vor nur beschränkte Prominenz genießen. Vielleicht hat Samuel Moyn Blickles Buch ja bereits gelesen; beiden wäre es zu wünschen.

Thomas Wallnig, Wien

Näther, Birgit, Die Normativität des Praktischen. Strukturen und Prozesse vormoderner Verwaltungsarbeit. Das Beispiel der landesherrlichen Visitation in Bayern (Verhandeln, Verfahren, Entscheiden, 4), Münster 2017, Aschendorff, 215 S. / Abb., € 41,00.

Die vorliegende Studie von Birgit Näther ist ein innovatives und wichtiges Buch. Innovativ ist Näthers strikte Fokussierung auf Verwaltungspraktiken, die sie in größere Strukturen und Prozesse von Verwaltungsbildung einbettet. Der Mut zur These und zur systematischen Zuspitzung ihrer Befunde lädt zu vergleichenden Betrachtungen ein. Damit gelingt ihr etwas, was gerade im Bereich der Verwaltungsgeschichte immer noch ein Novum ist, nämlich die empirisch dichte und kulturhistorisch reflektierte Auseinandersetzung mit vormodernen Verwaltungspraktiken.

Im Mittelpunkt der schlanken Arbeit steht eine praxeologische Untersuchung der bayerischen Visitationsverfahren zwischen 1574 und 1774. Diese Verfahren wurden in regelmäßigen Abständen durch die Rentmeister der Ämter durchgeführt, um Rechnungen zu kontrollieren, polizeyliche Aufsicht wahrzunehmen und allgemein Informationen über die visitierten Gemeinden einzuholen. Die Protokolle des Verfahrens sind seriell überliefert und ermöglichen eine diachrone und vergleichende Auswertung. Näther geht methodisch durchaus avanciert davon aus, dass Protokolle nachträgliche Strukturierungs- und Ordnungsleistungen darstellen und daher nicht mit der Verfahrenspraxis ungefiltert in eins gesetzt werden können (31). Vielmehr eignen sich die Protokolle, um ein tiefergehendes Verständnis für administrative Schreibpraktiken zu gewinnen, aus denen Rückschlüsse über Verfahrensziele und -funktionen gezogen werden können. Zu diesem Zweck untersucht sie die Visitationsprotokolle des oberbayerischen Rentamts Burghausen sowie die der niederbayerischen Mittelbehörden Landshut und Straubing und fragt, in welchem Verhältnis Normen, administrative Schriftlichkeit und Routinen zueinander standen.

Näther kommt zu dem überzeugenden Befund, dass das Verhältnis von Normen – in diesem Fall Instruktionen – und Verwaltungspraxis ein komplexeres und dynamischeres ist, als in der älteren landesgeschichtlichen Forschung üblicherweise angenommen wurde. Dabei geht sie von einem dialogischen Verhältnis zwischen Norm und

Praxis aus. Die Mittelbehörden hätten über Jahre hinweg die Routinen den praktischen Erfordernissen angepasst und ein passant neue Verfahrensziele etabliert, was sich in einer veränderten administrativen Schriftlichkeit niedergeschlagen habe. Die Mittelbehörden agierten dabei nach einer Art „Baukastensystem“ (97), das bereits etablierte Verfahrenselemente aufgriff und situativ gemäß den sich verändernden Verfahrenszielen weiterentwickelte. Während das Verfahrensziel bis ins 17. Jahrhundert primär die Kontrolle der lokalen Gemeinden war, betrieben die Rentmeister im 18. Jahrhundert zunehmend eine Art „freiwilligen Mehraufwand“, etwa durch die Hinzufügung immer neuer Punkte und Rubriken, die nicht in den Instruktionen vorgesehen waren (105). Damit einher ging eine Umkehrung der Mittel und Ziele des Verfahrens, von einer primär selektiven Informationserhebung mit dem Ziel der Kontrolle der lokalen Ämter hin zu einer unspezifischen Form der Informationsakkumulation (112, 135). Der Titel der Arbeit spiegelt Nätthers zentrale These, dass die sich langsam verändernde Verwaltungspraxis, die durch Arbeitspragmatismus und ein gewisses selbstverantwortliches Handeln der Rentmeister geprägt gewesen sei, Normgebungsprozesse beeinflusst habe. Statt von der Norm direkt auf die Praxis zu schließen, plädiert Näther plausibel dafür, davon auszugehen, dass Verwaltungspraktiken auch umgekehrt die Normen beeinflusst hätten, also von einer Normativität des Praktischen auszugehen sei (98).

So überzeugend und anschlussfähig Nätthers Thesen im Einzelnen sind, so stellt die Arbeit doch auch eine nicht ganz unerhebliche Herausforderung dar. Herausfordernd ist zum einen, dass das Verhältnis von Empirie und These nicht immer im selben Maße ausgewogen ist, wie die bisweilen zugespitzten Interpretationen es vermuten lassen. So unterlässt es die Autorin, alternative Deutungen zumindest zu diskutieren, um zügiger von ihren Befunden auf ihre Interpretation und Thesen zu kommen. Ob etwa der Rückgang policylicher Themen in den Protokollen im Laufe des 17. Jahrhunderts exklusiv auf eine Veränderung – konkreter: auf eine Umkehrung – der Verfahrensziele zurückzuführen ist, wie Näther argumentiert (133), oder ob dahinter vielleicht ein Prozess der administrativen Ausdifferenzierung steht, in dem die Kontrolle policylicher Angelegenheiten zunehmend lokalen Instanzen zufiel, bleibt unklar. Herausfordernd ist ferner der theoretische Rahmen der Arbeit. Wenngleich Näther den engen Anschluss an die Organisationssoziologie sucht, bleibt gerade der für sie so zentrale Begriff der „Routine“ am Ende doch unterbelichtet. Dies ist insofern verwunderlich, da das Verhältnis von Routinen zu formalen Regeln, also letztlich das Kernstück von Nätthers Arbeit, seit längerem im Fokus der Organisationssoziologie steht und sich hier eine fruchtbare Verbindung von Empirie und Theorie geradezu aufgedrängt hätte.

Zugleich fordert Nätthers Arbeit zu einer vertiefenden Diskussion ihrer Thesen heraus. Diskussionswürdig ist etwa das Verhältnis von Strukturen und Praktiken zu Akteuren. Diese spielen in der Arbeit eine überraschend geringe Rolle. Dies ist durchaus beabsichtigt; so geht es nach Näther in der Arbeit um „Handlungen, die von Akteuren ausgeführt werden, und nicht [um] handelnde Akteure“ (18). Daher bekommt man dann auch lediglich auf einer halben Seite sehr allgemeine Informationen zu den Rentmeistern (56–58). Wer aber die Protokolle schrieb und ob die Erfahrung oder Ausbildung des Schreibers Einfluss auf die Ausgestaltung administrativen Schriftguts hatte, bleibt unklar. Dies ist insofern nicht ganz unerheblich, als jüngere Arbeiten zum administrativen Rechnungswesen argumentieren, dass die Ähnlichkeit administrativer Schriftlichkeit ebenso auf eine vergleichbare Ausbildung etwa in Rechenschulen wie auf Lernprozesse innerhalb von Verwaltungen zurückzuführen ist. Gerade wenn man, wie Näther, stark von einer Eigenlogik administrativer Schriftlichkeit ausgeht, ist die Frage nach administrativem Wissen umso zentraler. Doch nicht nur die Schreiber

der Protokolle bleiben blass, auch die Objekte der Verwaltungsarbeit, die zu visitierenden lokalen Gemeinden, bleiben im Hintergrund, so dass der Eindruck entsteht, sie hätten auf die Ausgestaltung des Verfahrens keinen Einfluss gehabt. Wenn man Näther darin folgt, dass Verfahren nicht statisch sind und „top-down“ verlaufen, sondern als dialogische Lernprozesse zu verstehen sind, dann ist es nicht unplausibel, auch den lokalen Gemeinden zumindest ein gewisses Maß an „agency“ zuzugestehen beziehungsweise davon auszugehen, dass diese ebenfalls Akteure der dialogischen Arbeit am Verfahren waren. Subkutan schleicht sich durch diese Verengung auf das Verhältnis der Mittelbehörden zum Hof dann doch wieder die statische Sicht auf Herrschaft und Verwaltung ein, die Näther expressis verbis verabschieden möchte.

Diese Einwände verweisen jedoch wiederum auf die große Stärke des Buches, nämlich anschlussfähige und (wie gesehen) auch diskussionswürdige Thesen zur Verfügung zu stellen. Dies ist gerade in Anbetracht der häufig eher deskriptiv angelegten behördengeschichtlichen Arbeiten überaus erfrischend. Damit lädt Näthers Arbeit dazu ein, nach vergleichbaren Entwicklungen in anderen Verwaltungskontexten zu suchen und das Forschungsfeld für kulturhistorisch und praxeologisch inspirierte Fragen zu öffnen.

Franziska Neumann, Rostock

Sherer, Idan, Warriors for a Living. The Experience of the Spanish Infantry during the Italian Wars, 1494–1559 (History of Warfare, 114), Leiden / Boston 2017, Brill, VIII u. 289 S. / Abb., € 120,00.

Die Rede von der „Militärischen Revolution“ bezieht sich insbesondere auf drei Momente, die vom 15. Jahrhundert bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges einen ebenso grundsätzlichen wie sprunghaften Wandel der Kriegführung mit entscheidenden Auswirkungen auf die Verfasstheit von Herrschaft markieren: erstens die Durchsetzung der professionalisierten Infanterie seit dem Auftreten der berühmten Schweizer Söldner als zentrale Waffengattung, zweitens der stark anwachsende Einsatz von Feuerwaffen, drittens die massive Ausweitung von Fortifikationswerken. Diese drei militärischen Entwicklungen erforderten die Organisation eines explodierenden Bedarfs finanzieller Mittel. Während die makroskopische Perspektive in den letzten Jahren aus verschiedenen Blickwinkeln modifiziert und verfeinert worden ist, wählt der israelische Historiker Idan Sherer in seiner Darstellung einen eher mikrohistorischen Ansatz und wendet ihn auf die konkreten Erfahrungen der spanischen Söldnerheere, namentlich der Söldner der sich in dieser Zeit entwickelnden *tercios*, in den Italienischen Kriegen an. Im militärisch ausgetragenen Ringen zwischen den Häusern Habsburg und Valois um die Dominanz über Italien seit der Invasion durch den französischen König Karl VIII. 1494 bis zum Frieden von Cateau-Cambrésis 1559 waren insbesondere fremdländische Söldnerheere auf der Apenninenhalbinsel im Einsatz. Sherers Zugang macht die individuelle Erfahrung der Professionalisierung von Söldnerheeren historisierbar und rückt sie damit auch in den Kontext der Phänomenologie gegenwärtiger Tendenzen der Kriegführung.

In fünf systematisch angelegten Kapiteln beschreibt Idan Sherer die Erfahrungen der spanischen Söldner, indem er von der Rekrutierung als dem Übergang in die spezifische soziale Formation des Militärischen bis zur Schlachterfahrung den Alltag von spanischen Söldnern untersucht. Seine empirische Basis bilden dabei vor allem die Korrespondenzen, die Mitglieder der höheren Ränge mit Vorgesetzten und Regierungsstellen führten, sowie Erlebnisberichte in Form von Ego-Dokumenten oder historiographische Darstellungen von zum Teil mittelbaren Zeugen wie dem zuverlässigen Beobachter Paolo Giovio. Diese Herangehensweise bedeutet zum einen eine permanente